

ELISA CORTI
Tödliche Begegnung

Weiterer Titel der Autorin:

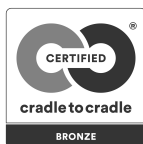
Rache auf Italienisch

ELISA CORTI

TÖDLICHE BEGEGNUNG

EIN LOMBARDEI-KRIMI

lubbe



Cradle to Cradle Certified® ist eine eingetragene Marke
des Cradle to Cradle Products Innovation Institute.



Originalausgabe

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schmück GmbH, 30161 Hannover.

Copyright © 2026 by
Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6–20, 51063 Köln, Deutschland

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:
produksicherheit@bastei-luebbe.de

Vervielfältigungen dieses Werkes für das Text- und Data-Mining bleiben
vorbehalten. Die Verwendung des Werkes oder Teilen davon zum Training
künstlicher Intelligenz-Technologien oder -Systeme ist untersagt.

Textredaktion: Marion Labonte, Wachtberg
Umschlaggestaltung: © SO YEAH DESIGN, Gabi Braun
Umschlagmotiv: © shutterstock: mervas | Amelia Design Art | Frogella &
© Adobe Stock: santosha57
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Gesetzt aus der Adobe Caslon
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-7577-0188-8

2 4 5 3 I

Sie finden uns im Internet unter luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: lesejury.de

PROLOG

18. SEPTEMBER 2002

Die ersten Zeilen von Eros Ramazzottis Sommerhit drangen aus dem tragbaren Radio. Einer der Jungs hatte es mitgebracht, vielleicht Matteo, so genau hatte Liliana nicht darauf geachtet. Sie alle hatten sich an der Uferpromenade in Argegno versammelt, direkt am See, und Liliana fragte sich, wie lange es dauern würde, bevor irgendein Erwachsener sich über sie beschwerte.

Un'emozione per sempre, sang Eros scheppernd aus dem Radio. Ein Gefühl für immer – was für ein alberner Titel, dachte Liliana. Ihre beste Freundin Alice hätte jetzt gesagt, dass Liliana bloß eifersüchtig war, und vielleicht stimmte das auch. Sich verlieben, sodass es auf Gegenseitigkeit beruhte, war ihr noch nie passiert, und das, obwohl sie schon achtzehn war. Sicher, mit Federico aus der Parallelklasse war sie einige Zeit »gegangen«, aber das war schon eine Ewigkeit her, und eigentlich hatte sie ihn nur geküsst, weil sie nicht die letzte Ungeküsste hatte sein wollen.

Liliana kniff die Augen zusammen. Das Lied ging ihr zunehmend auf die Nerven, denn nun hatte tatsächlich jemand die große Liebe gefunden, und zwar Alice. Ihre beste Freundin. Mit dem Resultat, dass die sie seitdem immer mehr vernachlässigte. Auch heute. Vor zwei Stunden hatte sie schon hier sein wollen. Mittlerweile war es dunkel, die Lichter der Boote glitzerten auf dem

Wasser wie die Sterne oben am Himmel. Am gegenüberliegenden Ufer leuchteten die Häuser des Städtchens Lezzeno, dahinter erhoben sich die schwarzen Silhouetten der Alpen.

»Una canzone per sempre!« Matteo sang den Refrain jetzt lauthals mit. Er hielt die Flasche in der Hand, die unter den Jugendlichen kreiste. Eine leere Zigarettenschachtel lag auf dem Boden vor seinen Füßen, daneben Chipstüten und ein Lemon Soda.

»Kannst du mal den Sender wechseln?«, fragte Liliana irritiert. Zum wiederholten Mal blickte sie auf die Uhr: beinahe zehn und immer noch keine Spur von Alice.

Irina rückte näher an sie heran und berührte sie am Arm. »Alles in Ordnung?«, fragte sie besorgt. Liliana wusste, weshalb ihre Klassenkameradin sich über ihr Verhalten wunderte. Sie war sonst nicht so. Nicht so reizbar, nicht so unfreundlich.

»Alles in Ordnung«, entgegnete sie knapp. Sie blickte erneut zur Straße, aber der dunkelblonde Schopf ihrer besten Freundin war nirgends zu sehen.

Es war nicht das erste Mal, dass Alice sie versetzte. Am letzten Wochenende hatten sie zusammen nach Como fahren wollen, aber kurz bevor Liliana das Haus verlassen wollte, war eine SMS mit einer Absage von Alice eingegangen. Wütend presste Liliana jetzt die Zähne aufeinander. Alice zerstörte ihre Freundschaft. Dabei waren sie schon zusammen in den Kindergarten gegangen. Waren all die Jahre unzertrennlich gewesen. Aber jetzt hatte Alice einen Freund. Einen, dessen Namen sie Liliana nicht verraten wollte. Einen, den sie auch sonst in Schweigen hüllte. Die anderen wussten nicht einmal, dass es ihn gab, Liliana hatte schwören müssen, dass sie es ihnen nicht verriet. Allerdings hatte Matteo neulich eine Bemerkung gemacht, die Liliana irritiert hatte. Wusste er doch Bescheid? Bis zu diesem Moment hatte es sie immerhin mit Stolz erfüllt, die Einzige zu sein, die das Geheimnis kannte, woher Alices neues Armband oder die Ohringe stammten. Er hatte sie ihr

geschenkt. Großzügig war er, hatte aber keinen guten Geschmack, fand Liliana. Alice sah das anders.

»Wo bleibt denn Alice?«, fragte Irina. »Und muss sie nicht ohnehin bald nach Hause?«, fügte sie direkt hinzu.

Sie klingt fast gehässig, dachte Liliana und biss sich auf die Lippen, um ihr nicht entgegenzuschleudern: »Das geht dich nichts an!«

Doch wo war Alice? Bei ihrem Freund zu Hause? Oder irgendwo am See mit ihm? Vielleicht in Menaggio auf einer Terrasse, wo sie einen Bellini tranken. Oder wirklich schon daheim? Ihre Eltern waren streng, Irina hatte mal gesagt, sie seien »plem-plem«. Und auch wenn Liliana Alice gegenüber so ein Wort nicht benutzen würde – immerhin waren es ihre Eltern! –, so musste sie insgeheim doch zustimmen. Niemand durfte so selten ausgehen wie Alice, niemand musste so früh zu Hause sein wie sie, und Liliana hielt immer häufiger als Ausrede her. Alices Eltern kannten Liliana, wussten, dass sie gut in der Schule war und keinen Freund hatte. Sie vertrauten ihr. Soweit sie das mit ihrem Kontrollzwang können, dachte Liliana frustriert. Sie konnte es gar nicht abwarten, mit Alice von zu Hause fortzugehen. Nach Rom wollten sie. Studieren und das aufregende Leben der Hauptstadt kennenlernen.

Endlich wechselte Matteo den Sender, und Vasco Rossis Stupendo tönte angenehm ruhig aus den Lautsprechern.

Liliana atmete auf. »Sie hat zu tun«, sagte sie schließlich, als sie bemerkte, dass Irina sie immer noch anstarrte.

Liliana selbst würde ihre beste Freundin für einen Jungen nicht vernachlässigen. Sie würde keine Treffen absagen oder Alice gar versetzen! Vielleicht, dachte Liliana, vielleicht sollte ich genau das tun. Mir auch einen Freund suchen.

Als hätte er ihre Gedanken gelesen, wandte Matteo sich ihr in diesem Augenblick zu. Sein Lächeln, wie immer leicht spöttisch, entblößte eine Reihe perfekter Zähne. Wie von selbst lächelte sie zurück. Matteo hatte etwas an sich, das sie nicht beschreiben

konnte, das die anderen Mädchen in ihrer Klasse aber offenbar auch bemerkten. Sogleich spürte Liliana Irinas Blick auf sich, taxierend, misstrauisch. Was für eine dumme Kuh!

Alice war in ihn verliebt gewesen. Früher. Deshalb hatte Liliana sich nie Gedanken gemacht über Matteo, sein Lächeln oder seine Augen. Jetzt sah sie ihn an, wie er, eine Zigarette lässig im Mundwinkel, mit dem Kopf zur Musik wippte – und verspürte ein Kribbeln in ihrer Magengegend.

Alice hatte jetzt jemand anderen. Jemanden, der Matteo ersetzt hatte, jemanden, der ganz offensichtlich auch Liliana ersetzt hatte. Als Matteo ihr erneut zulächelte, stand sie auf, um zu ihm hinüberzugehen. Schnell, bevor sie es sich noch anders überlegte. Kurz schwankte sie, sie hatte schon ein Peroni getrunken und einen fürchterlichen Grappa, den Matteo aus dem Schrank seiner Eltern geklaut hatte. Sie musste sich an der Schulter von Irina festhalten, die ihr einen giftigen Blick zuwarf – nicht wegen des Festhaltens, da war Liliana sicher. Ein Auto fuhr vorbei, aus dem geöffneten Fenster tönte erneut Un'emozione per sempre, verdammter Eros.

Liliana ließ sich neben Matteo auf seiner Jacke nieder, auf der er Platz für sie geschaffen hatte. Er drückte ihr ein weiteres Peroni in die Hand und legte den Arm um ihre Schultern. Liliana genoss die Berührung, und das Kribbeln in ihrem Magen verstärkte sich und wich schließlich einem warmen, wohligen Gefühl.

Sie legte den Kopf in den Nacken, schloss die Augen und nahm einen Schluck Bier. Herb schmeckte es und warm, und doch hatte sie das Gefühl, es war das beste Getränk ihres Lebens.

1. KAPITEL

Commissaria Giovanna Ruggieri saß im Gras, das ihre nackten Füße kitzelte, und genoss das freie Wochenende. Am Comer See konnte auch ein Abend im Mai noch lange lau bleiben. Bruno war schon vor Stunden eingeschlafen. Mit ungelenkten Beinen hatte er sich in sein Haus zurückgezogen, die Bewegungen jetzt, wo die Sonne weg war, verlangsamt.

»Du wirst alt«, hatte Giovanna gescherzt, auch wenn sie wusste, dass es nur an der Temperatur lag. Bruno war gerade einmal Anfang zwanzig, ein Jungspund geradezu, wenn man bedachte, dass griechische Landschildkröten durchaus achtzig Jahre alt werden konnten.

Giovanna hatte Bruno als Teenager von ihrer Großmutter geschenkt bekommen. Nachdem Giovannas Eltern bei einem Autounfall gestorben waren, als sie gerade einmal zwölf Jahre alt gewesen war, hatte sie bei Nonna Maura gelebt. Ihre Großmutter hatte alles versucht, um Giovanna die Trauer zu erleichtern, und mit Bruno war es ihr schließlich gelungen. Seitdem war die kleine Schildkröte ihr ständiger Begleiter. Von Anfang an hatte sie ihn hin und wieder sogar in ihrem Rucksack mit in die Schule geschmuggelt. Und als Nonna Maura sehr krank geworden war und Giovanna ins Internat musste, war Bruno

ihr treuer Begleiter und Halt gewesen. Auch später, während ihrer Ausbildung bei der Polizia di Stato in Bergamo, hätte sie sich für nichts in der Welt von ihm getrennt. Mittlerweile wohnten sie beide wieder dort, wo sie sich kennengelernt hatten: in Nonna Maura's Wohnung in Bellagio, die Giovanna nach deren Tod geerbt hatte.

Sie liebte dieses kleine Appartement mit dem ruhigen Garten am Ortsrand des Uferstädtchens. Vor allem die Abende genoss sie dort, wenn ein leichter Wind wehte, wenn der Hund der Nachbarn gelegentlich späte Spaziergänger anbellte, wenn der knatternde Motor eines Rollers von der Straße zu hören war und Mütter ihre Kinder vom Spielen ins Haus riefen.

Nur zur Questura nach Como am Südennde des Sees war es schon ein Stück, da Giovanna aber gern die Fähre nahm, fand sie die Entfernung nicht weiter schlimm. Denn mit dem Umzug und der neuen Stelle in Como war auch eine Beförderung zur Commissaria einhergegangen, und Giovanna musste gestehen, dass sie in der hiesigen Questura wesentlich besser zurechtkam als zuvor in Bergamo. Das mochte daran liegen, dass sie sich endlich wieder zu Hause fühlte und selbst entspannter mit den Kollegen umging, als sie es vorher getan hatte. Sicher hatte es aber auch mit ihrem Chef zu tun, Davide Aliverti, dem Questore, der einen freundschaftlichen Umgang mit seinen Mitarbeitern pflegte und große Stücke auf ihre Arbeit hielt.

Zufrieden schloss Giovanna die Augen, streckte die Beine aus und spürte den nun angenehm kühlen Boden unter sich. Ein spätes Insekt summte dicht an ihrem Ohr. Aus der Wohnung über ihr konnte sie jetzt Töpfe klappern hören. Ludovico, ihr älterer Nachbar, kochte offenbar gerade, der Geruch zog bis in den Garten, und Giovanna beschloss, gleich ebenfalls Pastawasser aufzusetzen. Nur einen Moment noch.

»Giovanna, *cara!*«, rief wenig später jemand, und auf dem

Balkon über ihr schob sich Ludovicos faltiges Gesicht in ihr Blickfeld. Er winkte fröhlich. »Hast du Hunger? Ich habe gekocht! Willst du zum Essen hochkommen?«

Sie winkte zurück. »Danke, sehr gerne. Es riecht wunderbar!« Es ist beinahe halb zehn, er isst immer später zu Abend, dachte sie amüsiert.

Als hätte er ihre Gedanken gelesen, rief Ludovico: »Ich war noch unterwegs. Komm rauf!«

Sie lächelte. »Ich bin gleich da.« Und während sie sich von Bruno in seinem Freigehege verabschiedete und nach ihren Schuhen suchte, die sie irgendwo abgelegt hatte, musste sie daran denken, dass sie solch eine Essenseinladung vor nicht allzu langer Zeit noch nur zögerlich angenommen hätte. Der frühe Tod ihrer Eltern hatte ihr zugesetzt, Nonna Mauras Krankheit sie für einige Jahre völlig aus der Bahn geworfen. Sich von anderen Menschen abzukapseln, war ihr als die sichere Option erschienen: Wenn sie niemanden wieder so sehr an sich heranließ, würde sie auch nie wieder so sehr leiden. Doch sie wusste selbst, dass das eine trügerische Illusion war. Vielleicht gab es Menschen, die keine Freunde brauchten, keine Familie, aber Giovanna gehörte – trotz aller Bemühungen – nicht dazu. Auch wenn sie kratzbürstig sein konnte, wie Aliverti ihr oft genug attestierte, so hatte sie sich doch dazu entschlossen, ihr Schneckenhaus immer häufiger zu verlassen. Und Ludovico gehörte zu den Menschen, die ihr wichtig waren. Früher, als Nonna Maura noch in ihrer Wohnung gelebt hatte, war Ludovico hier ein und aus gegangen. Als nach deren Tod Giovanna eingezogen war, hatte sie Ludovico irgendwie ... geerbt.

So dürfte ein Samstag immer sein, dachte Giovanna zufrieden, als sie durch ihr Wohnzimmer in den Hausflur und über die Treppen nach oben ging. Den freien Tag im Garten genießen und anschließend bekocht werden.

»*Cara mia!*« Ludovico begrüßte sie wie üblich mit Küs-
chen links und rechts auf die Wange. »Bruno schläft schon? Ich
habe noch ein paar Leckerbissen für ihn.« Er führte sie in seine
Küche, wo es aus einem großen Topf duftete. Neben dem Gas-
herd lag ein Schneidebrett mit Kräutern. »Die packe ich für ihn
ein.« Seit Ludovico sich in Giovannas Abwesenheit einmal um
Bruno gekümmert hatte, verwöhnte er die kleine Schildkröte
immer mit etwas Petersilie aus seinem Balkonkasten.

»Es gibt Tagliatelle al Ragù. Ein Rezept von deiner Nonna.«
Stolz hob Ludovico nun den Topfdeckel, und Giovanna lief das
Wasser im Mund zusammen. Die Tomatensoße mit Karotten,
Sellerie, Kalbfleisch und Speck köchelte auf dem Herd vor sich
hin, und die Pasta hatte Ludovico selbst frisch zubereitet.

»Tagliatelle sind meine Lieblingsnudeln«, sagte Giovanna.

»Im Gegensatz zu Fusilli?«, fragte Ludovico augenzwin-
kernd.

»Fusilli sind furchtbar. Schmecken kein bisschen.«

Jetzt musste ihr Nachbar lachen. »Es ist alles der gleiche
Teig.«

»So sagt man.« Giovanna zuckte mit den Schultern.
»Trotzdem.«

»Es liegt an der Soße. Ist sie dünn und flüssig, braucht man
eine lange Pastasorte, ist sie cremig oder stückig, eine kurze.«

»Oder wir nehmen einfach immer Tagliatelle«, gab Gio-
vanna zurück und mopste sich eine lange Nudel aus dem Topf.
»Lecker«, lobte sie, bevor er ihr auf die Finger klopfen konnte.

Amüsiert schüttelte Ludovico den Kopf. »Was macht das
Geigenspiel?«, wechselte er dann das Thema.

»Oh, es quietscht hauptsächlich. Du müsstest das doch ei-
gentlich hören.« Giovanna lächelte entschuldigend. Vor eini-
gen Monaten hatte sie im Supermarkt einen Zettel gesehen –
»Geigenlehrerin bietet Unterricht« – und sich zu ihrer eigenen

Überraschung angesprochen gefühlt und die entsprechende Nummer notiert. Noch nie hatte sie ein Instrument gelernt, noch nie in einem Chor gesungen. Aber an diesem Nachmittag war sie früher von der Arbeit nach Hause gekommen, da es aktuell keinen Fall zu bearbeiten gab, und hatte sich gelangweilt. Tatsächlich schlicht und ergreifend gelangweilt. Aus einer Laune heraus hatte sie die Nummer auf dem Zettel angerufen und zwei Wochen später hielt sie zum ersten Mal eine Geige in ihren Händen. Das Spielen machte ihr große Freude, und auch wenn der Bogen noch häufig über die Seiten kratzte und sie die Töne noch nicht richtig traf, versuchte sie doch, mehrmals in der Woche zu üben.

»Es tut mir einfach gut«, erklärte sie, selbst immer noch verwundert über diese Erkenntnis. »Ich muss mich konzentrieren, aber ich denke nicht nach.«

Ludovico verstand. »Es hält dich vom Grübeln ab.«

»Ganz genau.«

»Und gestern habe ich sogar eine Melodie erkannt«, sagte er grinsend. »*Volevo un gatto nero*«, zitierte er das Kinderlied, mit dem Giovanna sich derzeit abmühte.

»Vivaldi lerne ich erst nächste Woche«, sagte Giovanna lachend. Es hatte seine Zeit gedauert, bis sie überhaupt erst einmal Noten lesen konnte.

»Deine Lehrerin scheint gut zu sein«, bemerkte Ludovico. »Ich höre euch auch lachen.«

Der gute Ludovico, dachte Giovanna. Er machte sich immer Sorgen, ob es ihr gut ging. »Ja. Giulia ist kompetent und auch sehr nett«, sagte Giovanna lächelnd. Sie deutete auf den Topf. »Ich glaube, die Pasta ist schon länger al dente.«

»*Mamma mia!*« Schnell goss er die Tagliatelle durch ein Sieb ab und holte zwei Teller aus hellrosa gemustertem Porzellan aus dem Küchenschrank. »*Allora!*«

Giovannas Handy klingelte, als Ludovico gerade eine große Portion Tagliatelle auf ihren Teller häufte. Der Anruf kam aus der Questura, das konnte nichts Gutes bedeuten. »Pronto!«, meldete sie sich.

»Commissaria Ruggieri«, grüßte eine unbekannte männliche Stimme. »Mein Name ist Agente Lombardi, ich störe Sie ungern an einem Samstagabend.« Sehnsüchtig blickte Giovanna auf ihre Pasta. So schnell würde sie wohl nicht zum Essen kommen. Lautlos formte sie mit den Lippen schon eine Entschuldigung in Ludovicos Richtung, bevor die unvermeidlichen nächsten Worte aus der Leitung kamen: »Aber, Commissaria, wir haben eine Leiche.«

*

Der Mord war in Varenna geschehen, hatte Agente Lombardi ihr berichtet, in einem der beliebtesten Ferienorte am See. Die Carabinieri hatten die Leiche einer Frau gefunden, und den vermeintlichen Täter mit der Tatwaffe, einem großen Küchenmesser, in der Hand festnehmen können. Es schien also zumindest kein allzu komplizierter Fall zu werden.

Mit einer Fähre wäre Giovanna in wenigen Minuten in Varenna gewesen, da diese jedoch nachts ihren Betrieb einstellte, musste sie wohl oder übel auf den Dienstwagen zurückgreifen. So würde sie eine knappe Stunde zum Tatort brauchen, an dem die Carabinieri schon auf sie warteten. Als Polizeieinheit waren die Carabinieri dem Militär unterstellt, was man sowohl ihrer Uniform als auch ihrem Auftreten anmerkte.

Verkehrsunfälle, Diebstähle oder Körperverletzung waren ihr Metier, bei Mord endete ihre Zuständigkeit. Hier kam die Questura in Como ins Spiel, der Sitz der Polizia di Stato. »Ihre diensthabende Kollegin in Como hat mir Ihre Telefon-

nummer gegeben«, hatte Agente Lombardi bei ihrem Gespräch gesagt. »Ich dachte, es ist besser, wenn ich persönlich mit Ihnen spreche.«

Das sah Giovanna genauso. Wenn es einen Mordfall gab, dann war sie als Commissaria der Questura die leitende Ermittlerin, und wenn sie Informationen aus erster Hand bekommen konnte, spielte sie höchst ungern Stille Post. Und Lombardi war offenbar als Erster vor Ort gewesen. »Sie kennen doch sicher die Uferpromenade von Varenna? Kurz vor der Passeggiata degli innamorati?«, hatte Lombardi weitergefragt, als sie schon in ihre Schuhe schlüpfte.

Varenna war ein friedliches, sonnenbeschienenes Städtchen, einer der romantischsten Orte am See, mit der sogenannten »Passeggiata degli innamorati«, dem Spaziergang der Verliebten. Ein von üppigen Blumen gesäumter Weg führte am Ufer entlang, die Häuser waren wie überall am See in bunten, hellen Farben gestrichen. Auf einer kleinen Piazza hatte Giovanna einmal einen Caffè getrunken, das Gesicht in die Sonne gehalten und die friedliche Stimmung genossen. Und dieser Ort war nun offenbar der Schauplatz eines furchtbaren Verbrechens geworden.

Sie drückte aufs Gaspedal. Die Straßen waren frei, um diese Zeit war kaum noch jemand unterwegs, und so konnte sie ihr Auto schon nach fünfundvierzig Minuten hinter dem blinkenden Streifenwagen der Carabinieri abstellen. Einige Meter weiter Richtung Seeufer leuchteten die Taschenlampen der Carabinieri, mit denen sie den Spazierweg beschienen. Sobald die benachrichtigte Spurensicherung eintraf, würde der Tatort mit einem mobilen Flutlicht hell erleuchtet werden. Giovanna verließ eilig den Wagen. Sie musste schnell sein. Denn den Tatort so zu sehen, wie der Täter – oder die Täterin – ihn gesehen hatte, war ihr wichtig: Wo boten sich Fluchtmöglich-

keiten, wo konnte das Opfer hergekommen sein, war der Ort einsehbar oder einsam? Manchmal wollte sie auch einfach nur die Stimmung auf sich wirken lassen, wollte ein Gefühl bekommen. Giovanna war gründlich, immer, und dazu zählte auch, nicht nur die offensichtlichen Spuren an einem Tatort zu betrachten, sondern auch das, was sich eher auf den zweiten Blick erschließen mochte: Hatte der Ort eine Bedeutung? »Passeggiata degli innamorati«, murmelte sie, »der Weg hat seinen Namen nicht von ungefähr.« Eine Frauenleiche, hatte Agente Lombardi gesagt, der Tatverdächtige ein Mann. Handelte es sich hier um einen Mord aus Leidenschaft? Eifersucht und Besitzdenken war das Motiv, das sich ihr als Erstes aufdrängte.

Mit großen Schritten lief sie zur Uferpromenade, von der aus ihr ein uniformierter Carabinieri mit Taschenlampe entgegenkam.

»Commissaria Ruggieri?«, rief er. »Ich bin Agente Lombardi, ich habe Sie angerufen.«

Giovanna grüßte mit einem Nicken. Der Mann hatte akkurat geschnittene kurze Haare, sein strammer, energischer Gang zeugte von Selbstsicherheit. Er begegnete ihr so respektvoll, wie er auch mit einem seiner eigenen höhergestellten Beamten gesprochen hätte – das war durchaus nicht immer der Fall, zwischen den militärisch organisierten Carabinieri und der Polizia di Stato gab es oft genug Streitigkeiten. Und nicht zuletzt war da noch die Tatsache, dass sie eine Frau war, und mit ihren Mitte dreißig auch recht jung.

»Gut, dass Sie so schnell kommen konnten.« Lombardi leuchtete ihr den Weg. »Die Spurensicherung müsste auch gleich da sein, aber für den Moment ...« Der Leuchtkegel seiner Taschenlampe traf die Tote, und abrupt blieb Giovanna stehen. An diesen Moment des ersten Anblicks würde sie sich

nie gewöhnen. Ein Mensch war gestorben, unwiederbringlich aus dem Leben gerissen. »Das ist eine ganze Menge Blut«, stellte sie leise fest. Die nächsten Schritte machte sie sehr langsam, vorsichtig, und ging nicht zu dicht ran.

Die Tote lag auf einem kleinen Grasstück direkt neben dem Weg, die offenen Augen starrten blicklos in den Himmel. Der Boden unter ihr glänzte dunkel und feucht. Ihr T-Shirt, die Jeans, ihre nackten Arme, alles war blutverschmiert.

»Cazzo«, fluchte Giovanna leise und kniete sich hin. So viel Blut. Die rohe Gewalt, die der Täter angewendet hatte, um zu zerstören und zu vernichten, verschlug ihr beinahe die Sprache. Er hatte mehrfach auf sie eingestochen, Giovanna zählte drei Stichverletzungen allein im Brustbereich. Große, hässliche Wunden, deren Blut das T-Shirt durchtränkt hatte.

Giovanna wandte ihren Blick vom Brustkorb des Opfers zu deren Gesicht. Die Frau schien etwas älter als Giovanna zu sein, nicht viel, vielleicht fünf bis sieben Jahre. Schlank war sie, mit langen dunklen Haaren. Sie war nicht schön wie aus einem Hollywood-Film, die Tote, das konnte man nicht sagen, dazu waren die Gesichtszüge ein wenig zu streng. Die Nase lang und gerade, der Mund voll, die Gesichtsförmung oval, wirkte ihr Aussehen beinahe aristokratisch. Giovanna fühlte sich an griechische Statuen erinnert. Kein neumodisches Schönheitsideal, aber eine Frau, die man gern ansah, dachte Giovanna.

»Wie heißt sie?«, fragte sie rau. Bevor sie wissen wollte, was passiert war, was Lombardi über den Tathergang erzählen konnte, wollte sie ihr Opfer kennenlernen, so viel Respekt war sie ihr schuldig. Jeder tote Mensch hatte einen Namen und eine Geschichte. Hatte Familie, Freunde, hatte ein Leben gehabt. Wünsche und Sehnsüchte, Ängste und Sorgen, Freude und Glück. Giovanna wollte all dies kennenlernen, nicht nur, weil es wichtig sein konnte für die Ermittlungen, sondern

auch, weil ihr selbst wichtig war, Todesfälle nicht zu einem Aktenzeichen werden zu lassen. Bei all den schrecklichen Momenten, die sie durch ihre Arbeit erlebte, wollte sie nie die Menschlichkeit verlieren.

»Sie heißt Liliana. Mehr wissen wir noch nicht«, beantwortete Lombardi ihre Frage. »Wir sind vor einer guten Stunde gerufen worden.« Ein Pärchen, das sich nach dem Abendessen ans Seeufer hatte setzen wollen, hatte laute Schreie gehört und daraufhin die Carabinieri alarmiert, besorgt, dass etwas passiert sein könnte. Da Lombardi und sein Kollege mit ihrem Streifenwagen in der Nähe waren, hatten sie innerhalb von wenigen Minuten vor Ort sein können. »Zu diesem Zeitpunkt jedoch gab es nichts mehr, was wir für die Frau tun konnten. Leider«, sagte er und seufzte schwer.

»Nur den vermeintlichen Täter konnten Sie noch festnehmen«, sagte Giovanna.

Lombardi nickte in Richtung des Streifenwagens, an dem auch sein Kollege wartete. »Stefano Bianchi, laut seinem Ausweis. Achtundvierzig Jahre alt, wohnhaft in Bellano.« Das war etwa zwanzig Minuten entfernt. »Er stand über sie gebeugt, das blutverschmierte Messer in den Händen, und hat immer wieder ›Liliana‹ gerufen.«

Sie atmete scharf ein.

»Er hat mehrfach auf sie eingestochen«, erklärte Lombardi. Giovanna nickte. »Mindestens dreimal, vielleicht noch häufiger.« Möglicherweise gab es weitere Verletzungen, die Giovanna nicht hatte sehen können, da sie die Leiche nicht bewegen wollte. »Der Täter war wütend«, murmelte sie. Es kostete Kraft, mehrfach zuzustechen, ganz zu schweigen von der Überwindung: Menschen hatten eine natürliche Hemmschwelle davor, andere Menschen zu töten.

»Vielleicht eine Beziehungstat, ein Mord aus Leiden-

schaft«, kam sie auf ihren ersten Gedanken zurück. Das würde nicht nur zum Tatort passen, sondern auch zu der Gewalt, die der Täter angewendet hatte. Der Zerstörungswut, dem verzweifelten Hass, der sich in dieser grausamen Tat offenbarte. Natürlich gab die Mordmethode nicht immer Aufschluss über das Motiv oder den Täter, doch oft genug konnte man ihr Hinweise entnehmen. Wenn Frauen mordeten, so taten sie das häufiger mit Gift, planten sorgfältig im Voraus. Männer, die ihre Partnerinnen töteten, taten das oft im Affekt und wendeten pure Gewalt an. Manche Männer verfielen einem Wahn, der jede Realität vermissen ließ, wenn es um ihre Freundinnen, aktuelle oder ehemalige, ging: Es gab Fälle, in denen der Mann die Trennung durch seine Partnerin nicht akzeptieren konnte und sie lieber tötete. »Wenn ich sie nicht haben kann, dann darf sie auch kein anderer haben«, war der Besitzanspruch, der dahintersteckte. Auch in Italien erlangte der Begriff »Femizid« zunehmend Bedeutung, und man kümmerte sich bei der Polizei und in der Politik um das Thema. In Giovannas Augen war das längst überfällig, hatte sie selbst doch schon zu viele weibliche Opfer tot auf dem Obduktionstisch vor ihr liegen sehen. Über einhundert Morde an Frauen hat es im letzten Jahr in Italien gegeben, dachte sie traurig, fast alle waren im familiären Umfeld oder in einer aktuellen oder im Zusammenhang mit einer ehemaligen Beziehung verübt worden.

Als die Scheinwerfer eines hellen Lieferwagens sich näherten, stand sie auf. Die Spurensicherung. Die Kollegen waren wirklich schnell, aus Como hatten sie den weiteren Weg gehabt. Giovanna sah sich noch einmal um. Die Tat war unmittelbar vor der Passeggiata begangen worden, das bedeutete, dass der Täter hier noch Fluchtmöglichkeiten gehabt hatte, entweder entlang der Uferpromenade oder quer über das Gras. Er war klug gewesen, sie nicht auf dem Spazierweg selbst zu

töten, von dort wäre sein einziger Ausweg der Sprung ins Wasser gewesen. Und ein Boot wäre viel zu auffällig.

»Dann überlassen wir jetzt den Profis das Feld«, sagte sie, bevor sie nach einem allerletzten Blick zur Toten – Liliana – einen Schritt zur Seite trat, um für die Spezialeinheit Platz zu schaffen. Sie nickte Paola Trevisani zu, die sie schon von früheren Fällen kannte. Die Forensikerin erledigte ihre Arbeit gewissenhaft und hatte ebenso wie Giovanna nicht viel Sinn für Small Talk. Ein Blickwechsel mit ihr, gleichzeitig Begrüßung und die Ankündigung, später mit ihr zu sprechen, dann wandte Giovanna sich um. Es war Zeit, den Tatverdächtigen in Augenschein zu nehmen. »Wissen wir, ob der Festgenommene und das Opfer sich kannten?«, fragte sie Lombardi.

»Zumindest kannte er ihren Namen. Das ist aber auch das Einzige, was wir bislang aus ihm herauskriegen konnten«, fügte Lombardi dann hinzu.

»Er redet nicht?« Das war nicht unbedingt ungewöhnlich, vor allem Täter, die schon einmal mit dem Gesetz in Konflikt gekommen waren, wussten, dass es oftmals besser war zu schweigen. Nicht immer bekam auch Giovanna bei Verbrechen ein Geständnis, schon gar nicht sofort, oft genug mussten sie die Täter aufgrund von Indizien vor Gericht bringen. Giovanna war immer bemüht um eine lückenlose Beweiskette, die auch ohne ein Geständnis zur Verurteilung des Täters führte.

Ein weiterer Agente der Carabinieri, wahrscheinlich Lombardis Partner, ebenfalls in Uniform und mit ebenfalls kurz geschnittenen Haaren, öffnete auf ihr Nicken die Tür des Streifenwagens. Im Fonds saß zusammengesunken ein Mann mittleren Alters, aschfahl, mit dunklen Ringen unter den Augen und über und über blutverschmiert. Die Haare standen ihm wirr vom Kopf ab, offenbar war er sich mit den Händen hindurchgefahren.

Giovanna beugte sich zu ihm vor. »Ich bin Commissaria Ruggieri, Signor Bianchi. Das sind Sie doch, richtig? Stefano Bianchi?«

Der Mann zeigte keine Regung.

»Er redet nicht«, wiederholte der zweite Carabinieri die Aussage Lombardis.

Giovanna ignorierte ihn. »Ich würde Sie gern zum heutigen Abend befragen«, sagte sie zu Bianchi. »Können Sie mir erzählen, was passiert ist?«

Doch auch jetzt reagierte der Mann nicht.

Giovanna erhob sich und wandte sich an die beiden Carabinieri. »Sobald meine Kollegen hier sind, bringen wir ihn nach Como.« Manchmal war es keine schlechte Taktik, unkooperative Zeugen warten zu lassen. Bis zu vierundzwanzig Stunden hatten sie Zeit, Stefano Bianchi einem Haftrichter vorzuführen, und heute Nacht würde sie dafür niemanden mehr wecken. In der Questura würde sie dann mit ihm sprechen können, sie würden seinen Anwalt informieren und mit etwas Glück das erfahren, was sie wissen wollten.

*

Mittlerweile war es kühl geworden, und Giovanna war froh um ihre Jacke. Agente Lombardi reichte ihr einen kleinen Pappbecher. »Ich dachte, Sie könnten einen Caffè gebrauchen. Aus der Bar dort hinten«, sagte er und nickte in Richtung der Straße. Ein aufmerksamer Mensch mit Blick fürs Detail, das hatte sie schon am Telefon bemerkt. »*Grazie*.« Dankbar nahm sie einen Schluck von dem heißen Espresso, die Nacht würde lang werden.

Endlich trat Paola Trevisani zu ihnen. Mit einer Plastiktüte in der einen Hand zog sie den Handschuh der anderen aus.

Dann strich sie sich die blonden Haare aus der Stirn und sagte: »Wir haben ihr Portemonnaie gefunden.« Wie Giovanna es vorhergesehen hatte, vergeudete die Forensikerin keine Zeit mit Plaudereien. »Sie heißt Liliana Gatti, zweiundvierzig Jahre alt, wohnhaft in Argegno.«

Zweiundvierzig, viel zu jung zum Sterben, schoss es Giovanna durch den Kopf. Hatte Liliana einen Partner, Kinder? Geschwister? »Was können Sie uns über die Verletzungen sagen?«, fragte sie das, was sie am meisten interessierte.

»Es sind fünf Stiche an der Zahl, drei im oberen Brustbereich, zwei seitlich. Die drei Stiche in der Brust befinden sich alle etwa auf Höhe des Herzens, von schräg oben ausgeführt. Da wir Abwehrverletzungen an ihren Unterarmen gefunden haben, nehmen wir an, dass der Täter bei den anderen beiden Stichen abgerutscht ist. Genaueres erfahren Sie dann nach der Obduktion. Aber die Waffe, die Sie gefunden haben«, ihr Blick huschte für einen Moment zum Carabinieri, »passt zu den Stichverletzungen. Breite Klinge, scharfe Kanten.« Sie hielt einen Plastikbeutel mit einem blutverschmierten Messer in die Höhe.

Giovanna nickte. »Ein Küchenmesser, wie man es zu Hause hat. Sie sagen, er hielt es in der Hand, als Sie gekommen sind?«, fragte sie Lombardi.

»Richtig. Hat es fallen gelassen, als er uns gesehen hat. Wir haben es nicht angefasst.«

Jetzt wandte Giovanna sich an die Forensikerin. »Testen Sie es trotzdem auf ...«

»Fingerabdrücke«, vervollständigte Trevisani. »Natürlich.«

»Ist sie hier getötet worden?«, fragte Giovanna. Viel sprach dafür, das viele Blut auf dem Gras, die Schreie, die von den Passanten gehört worden waren, und nicht zuletzt die Tatsache, dass der mutmaßliche Mörder noch über die Leiche gebeugt festgenommen worden war.

»Kein Zweifel«, bestätigte die Forensikerin Giovannas Vermutung. »Die Muster des Bluts sprechen eindeutig dafür.« Dann fügte sie hinzu: »Die persönlichen Gegenstände, die wir gefunden haben, Portemonnaie, Schlüssel, nehmen wir mit ins Labor. Sie bekommen Sie am Montag sofort auf Ihren Schreibtisch.«

Giovanna hätte sie gern schon gleich am nächsten Morgen gehabt, aber sie wusste, dass die Tests eine Weile dauerten, und nicht einmal Paola Trevisani konnte zaubern.

»Handy?«, fragte sie dann.

»Gibt es.« Die Forensikerin nickte, dann wandte sie sich an Lombardi. »Um wie viel Uhr ist der Notruf bei Ihnen eingegangen, Agente?«

»Um 21.35 Uhr.«

»Dann wird es Sie interessieren, dass Signora Gatti zwanzig Minuten vorher einen Anruf getätigt hat.«

Giovanna hob die Augenbrauen, das war in der Tat interessant. »Wen hat sie angerufen?«

»Eingespeichert war der Name als Stefano.«

»Stefano Bianchi.« Ihr Tatverdächtiger. Giovanna spürte Lombardis Blick auf sich. »Können Sie mir die Nummer geben? Ich lasse überprüfen, ob es tatsächlich seine ist. Das Handy brauche ich dann so schnell wie möglich«, sagte sie zur Forensikerin. »Mal sehen, ob Bianchi sich weiterhin weigert, mit uns zu sprechen.« Wenn er nicht der Stefano gewesen war, den Liliana Gatti kurz vor ihrem Tod angerufen hatte, würde er ihr das sicher bestätigen wollen.

*

»Er redet immer noch nicht.« Ein übernächtiger Ispettore Alberto Fini erwartete Giovanna in der Questura. Gemein-

sam mit der Ispettrice Mantovani hatte ihr älterer Kollege den Tatverdächtigen hierher und in einen Vernehmungsraum gebracht. »Nicht einmal, nachdem ich ihm einen Caffè angeboten habe.«

»Er kannte nur deine Künste an der Bialetti nicht«, scherzte Giovanna. Sie arbeitete gern mit Alberto Fini zusammen, auch wenn er sich in seiner Arbeit nicht unbedingt durch Eigeninitiative oder kreatives Denken hervortat. Aber er hatte ein gutes Gespür für Menschen und besaß insbesondere die Fähigkeit zu Small Talk, die Giovanna völlig abging. Menschen fühlten sich wohl in seiner Gegenwart, er war einfühlsam, wo Giovanna pragmatisch war, und so ergänzten sie sich in den Ermittlungen gut. Wenn sie ehrlich war, musste Giovanna sich zwar eingestehen, dass sie Maria als Partnerin immer noch vermisste, doch Fini war in Ordnung. Maria di Bartolomeo war während eines komplizierten Falls im letzten August mit Informationen auf Giovanna zugekommen und hatte sich dann als wertvolle Unterstützung bei der Aufklärung herausgestellt. Doch Maria arbeitete eigentlich bei der Polizia Locale, sie regelte den Verkehr und kümmerte sich um Taschendiebe. Sofern sie nicht eine ganz neue Karriere bei der Polizia di Stato anstrebte, würden sie wohl nicht noch einmal zusammenarbeiten.

Giovanna wandte sich wieder ihrem Kollegen zu. »Die Spurensicherung hat schon ein paar interessante Details gefunden. Mal sehen, ob er jetzt mit uns spricht.« Ganz so optimistisch, wie sie tat, fühlte sie sich jedoch nicht. Sie öffnete die Tür zum Vernehmungsraum und trat ein. Fini folgte ihr und lehnte sich, die Arme verschränkt, die Lippen geschürzt, an die Wand. Er mag Stefano Bianchi nicht, schloss Giovanna, die feinen Unterschiede zwischen seiner professionellen Haltung als Polizist und persönlicher Einschätzung konnte sie mittlerweile erkennen.

»Ist Signor Bianchis Anwalt schon informiert worden?«, fragte Giovanna nach einem schnellen Blick auf den Mann ihr gegenüber am Tisch. Vornübergebeugt, als hätte er Schmerzen, saß er auf seinem Stuhl, Handschellen waren ihm angelegt worden.

Wortlos schüttelte Fini den Kopf.

»Warum nicht?«

Als der Beschuldigte nicht antwortete, stieß Fini sich von der Wand ab und seufzte. »Er will keinen Anwalt«, sagte er.

Überrascht sah Giovanna ihn an. »Was will er dann?«

Ihr Kollege schürzte erneut die Lippen, er wirkte eindeutig unzufrieden. »Er will reden. Aber nur mit einer einzigen Person.«

Auffordernd blickte sie Bianchi an, der stumm zurückstarrte.

Wieder war es Fini, der antworten musste: »Er will mit seiner Ex-Frau reden.«

Verwirrt zog Giovanna die Augenbrauen zusammen. »Und wer ist das?«

Jetzt sprach der Verdächtige die ersten und einzigen Worte, die Giovanna in dieser Nacht aus ihm herausbekommen würde: »Maria di Bartolomeo.«

2. KAPITEL

In Bellano, etwas nördlich von Varenna gelegen, öffnete Ispettrice Maria di Bartolomeo schwungvoll die Tür zur Trattoria Miralago. Das Restaurant, das direkt am Wasser lag und das beste Fritto misto di lago am Comer See anbot, gehörte Marias Mutter Rosa und deren Schwester Domenica, und auch Maria aß gern hier zu Abend, so sparte sie sich das Kochen für sich selbst und ihre beiden Söhne Luca und Michele.

Leider hatten ihre Mutter und die Tante die Angewohnheit, das kleine Restaurant als Aufgabe der gesamten Familie zu betrachten, und schickten Maria, die eigentlich einen Vollzeitjob bei der Polizia Locale in Bellano hatte, für Erledigungen gern kreuz und quer durch die Stadt. Hier brauchte Zia Domenica noch eine Zitrone, dort ein paar Kräuter vom Markt. Und außerdem, Maria arbeitete doch im Rathaus, sie musste nur die Treppe hinauf, um mit dem Bürgermeister zu sprechen. Da konnte sie ihn doch auf dem kurzen Dienstweg bei Gelegenheit zum Beispiel nach neuen Parkplätzen fürs Miralago fragen? »Für die amerikanischen Touristen, du weißt doch, die laufen nicht so gern.«

Heute hatte sich Maria auf einen ruhigen Abend mit ihrer

Familie hier eingestellt: Jetzt, im Frühling, besuchten hauptsächlich Einheimische und wenige ausländische Touristen das Miralago, die italienischen Urlauber kamen meist erst im August an den See. Zu Ferragosto, dem Feiertag am fünfzehnten August, war auf Straßen und an Stränden kein Durchkommen, und Rosa und Domenica hatten alle Hände voll zu tun, ihre hungrigen Gäste zu bedienen. Aber jetzt im Mai begann die Saison gerade erst, und Maria und ihre Söhne konnten Zia Domenicas Kochkünste in Ruhe genießen. So wie heute, der Tag war wirklich anstrengend gewesen. Die Polizia Locale hatte viel um die Ohren gehabt, zunächst war wieder eine Ampel ausgefallen, ausgerechnet an einer viel befahrenen Kreuzung, dann hatten Taschendiebe die Uferpromenade unsicher gemacht. Maria schwirrte jetzt noch der Kopf davon, wie sie mit ihren leidlichen Englisch- und Spanisch-Kenntnissen die betroffenen Touristen beruhigt hatte. Zu allem Überfluss hatte sich ihre Kollegin Loretta mit Migräne krankgemeldet, sodass Maria alles allein hatte regeln müssen.

Sie konnte einen ruhigen Abend also wirklich gut gebrauchen. Doch an diesem Samstag schien es irgendeine Feier im Miralago zu geben, die Trattoria platzte aus allen Nähten, die Musik war laut, und ein Gewirr aus Stimmen versuchte, sich gegenseitig zu übertönen. Aus der Küche dampfte es, Rosa rannte mit hochrotem Kopf von Tisch zu Tisch, stellte Teller ab und sammelte leere ein, und hinter der Theke mühte sich Zia Domenicas Freundin Vittoria mit den Getränken ab. Im gleichen Alter wie Marias Tante, also knapp über siebzig, stand sie dennoch stets bereit, um ihrer Freundin unter die Arme zu greifen. Wie groß diese Hilfe war, konnte Maria nicht so genau sagen, da sie Vittoria hauptsächlich vollkommen verschwitzt und halb verzweifelt kannte, aber sie war sympathisch und die meisten Gäste verziehen es ihr, wenn der Caffè etwas

zu kalt, der Spritz etwas zu süß war. Vor allem die Kaffeemaschine flößte ihr immer noch Respekt ein, und so eilte Maria ihr kurzerhand zu Hilfe.

»Was ist denn hier los?«, fragte sie Vittoria, als eine kurze Pause in der Musik es zuließ.

»Hochzeitstag!« Mit geröteten Wangen strahlte Vittoria sie an. »Die Ferraris feiern ihren vierzigsten.«

Und tatsächlich entdeckte Maria in diesem Augenblick ganz im hintersten Eck die beiden Ehrengäste des heutigen Abends: Klein und mittlerweile mit weißen kurzen Haaren gesegnet, saßen die beiden auf ihren Plätzen und betrachteten glücklich lächelnd das bunte Treiben um sie herum. Signor Ferrari hatte seinen Panamahut an die Garderobe gehängt, und ohne die gewohnte Kopfbedeckung hätte Maria ihn beinahe nicht erkannt. Die Ferraris waren beliebt in Bellano, Signor Ferrari, dem kleinen, immer gut gekleideten Mann, gehörte das Eiscafé an der Uferpromenade, und seine Frau engagierte sich seit Jahrzehnten ehrenamtlich in der Kirche. Und so war die halbe Stadt zusammengekommen, um das Paar zu feiern.

»Wo sind denn Luca und Michele?«, fragte Maria jetzt, doch da die Musik wieder eingesetzt hatte, musste sie ihre Frage schreiend wiederholen, bis Vittoria verstand. Marias Söhne wären jetzt ein Segen, die beiden halfen Rosa und Domenica zuliebe immer öfter im Miralago aus, und die Tante hegte die leise Hoffnung, dass sie die Leitung der Trattoria möglicherweise an einen von ihnen übergeben konnte, sobald sie selbst zu alt dafür war.

»In der Küche!«, brüllte Vittoria. »Zwiebeln schneiden.«

Maria musste grinsen. Die Jungen kannten sich aus in der Küche und würden ganz sicher nicht verhungern, wenn sie in den nächsten Jahren von zu Hause auszogen. Michele war gerade mit der Schule fertig geworden, ab dem Herbst wollte er

vielleicht studieren, vielleicht auch eine Weltreise machen, da war er sich noch nicht sicher. Und auch bei Luca würde es nur noch zwei Jahre dauern, bis er so weit war.

Manchmal dachte Maria sehnsüchtig an die Zeiten zurück, in denen sie noch so klein gewesen waren, dass sie sie als Mutter brauchten. Aber zumeist war sie stolz, wie sich ihre Jungs entwickelt hatten – und selbst die Strafzettel fürs schnelle Fahren mit dem Roller waren in letzter Zeit weniger geworden.

»Ich brauch noch drei Limoncello und zwei von diesen ... Campari mit Zeug drin!«, rief Vittoria in diesem Moment hektisch, und Maria verbannte alle Gedanken an ihre Söhne und konzentrierte sich aufs Ausschinken.

So ging es eine ganze Weile, die Gäste feierten ausgelassen, doch da Signor Ferrari am nächsten Morgen wieder pünktlich das Café eröffnen wollte und Signora Ferrari um neun Uhr bei der ersten Messe Dienst hatte, verabschiedeten sich die beiden schon gegen elf, und um kurz nach Mitternacht verließen schließlich auch die restlichen Gäste die Trattoria.

Und endlich konnte Maria auch ihre beiden Söhne begrüßen.

»Meine Füße«, jammerte Luca, als er sich schwer auf einen Stuhl fallen ließ.

»Mein Rücken«, hielt Michele dagegen und streckte sich, bevor er sich neben seinen jüngeren Bruder setzte.

Lachend tätschelte Maria ihnen den Kopf. »Ihr seid nicht einmal zwanzig, was sollen Zia und Nonna sagen, hm?«

In diesem Augenblick kam ihre Tante aus der Küche, drei Teller gleichzeitig balancierend. »Zia Domenica sagt: *buon appetito*«, erklärte sie strahlend, als sie das fantastisch aussehende Bresaola auftischte. Rosa folgte mit weiteren Tellern voll eingelegtem Gemüse und einem Brotkorb, und bald saßen die ganze Familie und Vittoria einträchtig kauend beieinander.

Genau so hatte ich mir das Essen vorgestellt, dachte Maria glücklich, als sie das Bresaola probierte. Den Schinken hatte Zia Domenica in hauchdünne Scheiben geschnitten, mit Zitronensaft beträufelt und mit Olivenöl und Pfeffer verfeinert. Dann etwas Rucola und Parmesan dazu, und fertig war die beste Vorspeise der Welt.

Gut, ein paar Stunden früher hätte dieser gemütliche Teil des Abends beginnen dürfen, dachte Maria, aber morgen ist Sonntag, da können wir alle ausschlafen. Die Trattoria öffnete erst am frühen Abend, sodass auch ihre Mutter und Zia Domenica nicht früh rausmussten.

»Wo ist eigentlich Stefano?«, fragte Domenica plötzlich stirnrunzelnd. »Wollte er nicht vorbeikommen?« Sie blickte zu einem Blumenstrauß auf der Theke, den Maria neben den vielen Geschenken ebenfalls für ein Präsent an die Jubilare gehalten hatte, der aber offenbar für sie selbst bestimmt war. Ihr Ex-Mann hatte neben der Tatsache, dass er für sein Alter unverschämt gut aussah, die unangenehme Angewohnheit, sich seit der Scheidung wie ein rücksichtsvoller und liebender Ehemann zu verhalten. Hätte er das doch vorher mal getan! Es war kein Geheimnis, dass er seit mittlerweile bald drei Jahren versuchte, Maria zurückzubekommen. Wie ernst und tiefgehend diese Bemühungen waren, konnte sie nicht mit letzter Bestimmtheit sagen: Stefano war nie ein Kind von Traurigkeit gewesen, daher vermutete sie, dass es trotz seines werbenden Verhaltens die ein oder andere Frauengeschichte in seinem Leben gab. Sie selbst war froh, wenn sie ihre Gefühle zu ihrem Ex-Mann nicht näher ergründen musste: Die Romantikerin in ihr sehnte sich nach der Liebe, die sie früher geteilt hatten, die Pragmatikerin in ihr war froh über ein friedliches Leben mit ihren Söhnen. Sie kam gut zurecht ohne Stefano – ganz besonders ohne seine Seitensprünge! – und konnte auf weiteren

Liebeskummer in ihrem Leben verzichten, dafür fühlte sie sich mittlerweile wirklich zu alt. Trotzdem konnte sie nicht verhindern, dass Stefano in ihr immer noch Schmetterlinge hervorrief, ein Kribbeln in der Magengegend. Und ärgerlicherweise hatte er es im letzten Herbst geschafft, dass sie wieder schwach geworden war ... Umso brüsker war dann ihre Zurückweisung gewesen – vor allem deshalb, weil sie wütend auf sich selbst war. Jedenfalls waren die Blumensträuße in den letzten Monaten weniger geworden.

»Papà meinte, er müsste noch mal los, aber den Hochzeitstag von den Ferraris würde er sich nicht entgehen lassen«, nuschelte Luca.

»Ich glaube, er hat auf Gratis eis im Café spekuliert«, fügte Michele grinsend hinzu. »Deshalb habe zumindest ich heute ausgeholfen.«

»Vielleicht ist ihm etwas dazwischengekommen.« Maria zuckte mit den Schultern. So war das mit Stefano, ein weiterer Punkt, den sie ihm oft übel nahm: Er war schnell Feuer und Flamme für eine Sache, und ebenso schnell hatte er sie wieder vergessen.

Als Marias Handy klingelte, sagte ihre Mutter nur: »Aha!«

Maria nahm noch schnell einen Bissen von dem köstlichen Bresola und suchte dann in ihrer Tasche nach dem Smartphone. Möglicherweise war es Stefano, dem zu später Stunde aufgefallen war, dass er die Feierlichkeiten verpasst hatte. Stirnrunzelnd blickte Maria aufs Display, das jedoch eine unbekannte Nummer aus Como anzeigte. Um diese Uhrzeit? Kopfschüttelnd nahm sie das Gespräch an, und als sie Giovannas Stimme erkannte, die der Commissaria aus der Questura in Como, da wurde ihr kalt.

*